Zusammenfassung von Text 20: Die Philosophie von Jacques Derrida

Text 20 bietet eine tiefgehende philosophische und kritische Analyse des Denkens des französischen Philosophen Jacques Derrida (1930–2004), des maßgeblichen Begründers des Dekonstruktivismus. Anhand seines charakteristischen Begriffsrahmens - darunter „la différance“, die Kritik am Logozentrismus, die Spur (*la trace*), die Textualität und der Abbau (*déconstruction*) der westlichen Metaphysik - untersucht der Text, wie Derrida die grundlegenden Ansprüche der westlichen Philosophie infrage stellt.

1. Einordnung: Die Kritik am Fundationalismus und Logozentrismus

Derrida ist Teil einer breiten französischen Strömung kontinentaler, poststrukturalistischer Philosophen (wie Michel Foucault und Jean-François Lyotard), die sich gegen den westlichen „Fundationalismus“ oder Fundamentalismus wenden.

Die traditionelle Ontologie erhebt nämlich den Anspruch, über ein festes Fundament oder eine allumfassende Perspektive zu verfügen, von der aus die Gesamtheit des „Seins“ rational verstanden und geordnet werden kann. Derrida will diese Anmaßung entlarven, indem er die Grenzen der Vernunft und deren Ansprüche auf Erkenntnis der Transzendenz aufzeigt.

In Anlehnung an Martin Heidegger und Ferdinand de Saussure kritisiert Derrida den westlichen Logozentrismus: die Tendenz, den „Logos“ (das gesprochene Wort, die Vernunft) als reine, unmittelbare Präsenz der Wahrheit ins Zentrum zu stellen. Innerhalb der kontinentalen Hermeneutik ersetzt er das wissenschaftlich-analytische Ideal durch ein literarisch-hermeneutisches Ideal, in dem der Akt des Interpretierens und der Sinnbildung im Mittelpunkt steht.

2. Die Ontologie der „la différance“

Um seine Philosophie auszuarbeiten, prägt Derrida das Neologismus „différance“. Dieser Begriff vereint zwei Bedeutungen des französischen Verbs *différer*:

- *Unterschiedlich sein*: Etwas erlangt seine Identität nur dadurch, dass es sich von dem unterscheidet, was es nicht ist.
- *Aufschieben*: Die vollständige Definition oder Erkenntnis eines Seienden wird zwangsläufig aufgeschoben.

Derrida zufolge ist eine erschöpfende, absolute Erkenntnis des „Seins“ oder eines bestimmten Seienden unmöglich. Um einen Begriff oder ein Phänomen vollständig zu erkennen, müsste man auch alles kennen, wovon es sich unterscheidet, da diese abwesenden Elemente das Vorhandene

mitkonstituieren. Weil der Mensch den Kosmos niemals in seiner Gesamtheit überblicken kann, bleibt endgültige Erkenntnis stets aufgeschoben.

Auf sprachlicher Ebene bedeutet dies, dass ein Zeichen (*signe*) kein feststehender, in sich abgeschlossener „positiver Begriff" ist. Bedeutung entsteht ausschließlich durch Unterschiede. Jeder Begriff enthält „Spuren" (*des traces*), die auf das verweisen, was der Begriff nicht ist. Das Abwesende wirkt im Vorhandenen als eine „abwesende Anwesenheit".

3. Differentielle Sprachphilosophie und Textualität

Derrida knüpft an die Sprachwissenschaft Ferdinand de Saussures an, radikalisiert jedoch dessen Erkenntnisse. Saussure betrachtete die Sprache (*langue*) als ein geschlossenes, endliches Zeichensystem, in dem Lautgestalt (*signifiant*, Sa) und Bezeichnetes (*signifié*, Sé) eine Einheit bilden.

Derrida hält dagegen, dass die Anzahl der Lautformen einer Sprache zwar endlich, die Anzahl der Bedeutungen jedoch unbegrenzt ist, da Bedeutungen durch ihre fortlaufende Ausstreuung (*dissémination*) in unterschiedlichen Lebenskontexten ständig erweitert werden. Dadurch entsteht Textualität (*textualité*): Jedes Zeichen befindet sich in einem unermesslichen Netzwerk oder „Gewebe" von Verweisen (Spuren) auf das gesamte Sprachsystem und alle möglichen Deutungen. Denken und Sprechen finden immer schon innerhalb dieser umfassenden Textualität statt; einen Standpunkt „außerhalb" des Textes gibt es nicht.

Derrida kritisiert außerdem die Bevorzugung des gesprochenen Wortes gegenüber der Schrift (*l'écriture*). Die gesprochene Sprache erweckt die Illusion unmittelbarer Präsenz und einer Übereinstimmung von Sprecher und Bedeutung, während die Schrift Entzifferung, Distanz und Mehrdeutigkeit erforderlich macht.

4. Auseinandersetzung mit traditioneller Ontologie, Tropologie und Logik

Derridas differentielles Denken steht im direkten Gegensatz zum klassischen westlichen Identitätsdenken. In der traditionellen Ontologie wird das „Sein" als „Nicht-Nichts" verstanden, und Vielheiten werden durch Identität, Analogie oder systemische Zusammenhänge (*totum logicum* und *totum physicum*) zu einer Einheit zusammengeführt.

Auch die Tropologie (Stilfiguren wie Metapher und Metonymie) und die klassische Urteilslehre beruhen auf Identitätsbeziehungen, bei denen einem Subjekt eine bekannte Eigenschaft zugesprochen wird (*kategorein ti tinos*).

Während die Tradition nach Ordnung, eindeutiger Sinngebung und Harmonie sucht, sucht Derrida nach „Bruchstellen" (*les fissures*) und Mehrdeutigkeiten in Texten. Dieser differentielle Denkansatz fand in

verschiedenen gesellschaftlichen und philosophischen Strömungen Widerhall:

- *Feminismus*: Feministische Autorinnen (wie Kristien Hemmerechts) nutzen Derridas dekonstruierenden Ansatz, um das patriarchalische männliche Subjekt und die männlich definierten Kultur- und Sprachstrukturen aufzubrechen.

- *Kritik an der Dekonstruktion*: Autoren wie Allan Bloom warnen, dass Derridas Dekonstruktion zur Ausschaltung der Vernunft, zur Leugnung objektiver Wahrheit und zu anarchischer oder relativistischer Willkür führt, bei der die Interpretation des Lesers wichtiger gemacht wird als der Text selbst.

5. Der Abbau (déconstruction) der Metaphysik

In seiner Kritik an Martin Heidegger vertritt Derrida die Auffassung, dass Heideggers Vorhaben – eine radikale Zerstörung (*Destruktion*) der Metaphysik von einem „äußeren" Standpunkt aus – nicht durchführbar ist. Niemand kann sich einfach außerhalb einer zweitausend Jahre alten philosophischen Tradition positionieren.

Derrida entscheidet sich daher für die „Dekonstruktion" (*déconstruction*): die metaphysischen Texte von innen heraus mit den Mitteln dieser Philosophie selbst abzubauen. Die Dekonstruktion legt verborgene Annahmen, innere Widersprüche und „das Andere des Textes" offen.

Derrida kritisiert die Ansprüche von Philosophen und Psychoanalytikern (wie Jacques Lacan), die behaupten, von einer „überlegenen Position" aus über die absolute Wahrheit zu verfügen. Obwohl Kritiker ihm vorwerfen, einen neuen Skeptizismus einzuführen, und darauf hinweisen, dass Derrida in seinen eigenen hermetischen Schriften ebenfalls eine kritische Autorität beansprucht, betont Derrida, dass er die Existenz der Wahrheit nicht leugnet, sondern jeden dogmatischen Anspruch auf ein endgültiges, geschlossenes System zurückweist.